

Achtung, Mingvase!

Reiche Privathaushalte leisten sich gerne eine Hauswirtschafterin – bevorzugt eine mit einer guten Ausbildung. Manche Familie zahlt ihrer Perle ein fünfstelliges Monatsgehalt.

Von Ursula Kals

Für sie scheint das Wort patent erfunden zu sein. Sie ist freundlich, zupackend, hat fröhliche Locken: eine vertrauensvolle Frau, ihr würde man bedenkenlos Kind, Hund und Haushalt anvertrauen. In der Tat ist Evi Blanke Hauswirtschafterin geworden. Sie arbeitet im Münchener Vorort Grünwald in der Köhnlechner-Villa. Seit vier Jahrzehnten ist die Kärntnerin das, was im Groschenroman als „gute Perle“ und „Seele des Hauses“ besungen und hartnäckig vom Haus-am-Eaton-Place-Klischee umwabert wird.

„Gut ausgebildete Frauen zwischen 35 und 55 Jahren, die sich zur Hauswirtschafterin ausbilden lassen, haben gute Chancen auf eine Anstellung. Diese Altersstruktur wird extrem gesucht, die Frauen haben eine gewisse Souveränität und Lebenserfahrung“, sagt Karl-Heinz Leciejewicz. Der gelernte Koch führt in Essen die Europäische Hauswirtschaftsakademie und bildet hier seit fünf Jahren „für den gehobenen Privathaushalt“ aus. Seine Schülerinnen, von denen viele bereits eine Berufsausbildung haben, lernen in einem halben Jahr, Marmorbäder auf Hochglanz zu bringen und Geschäftsessen auszurichten.

In einer 250-Quadratmeter-Übungswohnung wischen die Frauen nebelfeucht das Parkett und Staub in der Bibliothek. Nach der Abschlussprüfung folgt ein dreimonatiges Praktikum in einem Referenzhaushalt. „Hier bekommen sie den letzten Schliff“, sagt Leciejewicz. 7000 Euro kostet die Ausbildung an der Privatschule, sie wird in der Regel über Bildungsgutscheine der Bundesagentur für Arbeit finanziert. „70 Prozent der Absolventinnen haben sofort ein versicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis“, sagt der Schulleiter. Bei den anderen gehe es in erster Linie um die Standortfrage. „Ich muss dahin gehen, wo die Arbeit ist, die Wahrscheinlichkeit ist in Düsseldorf größer als in Gelsenkirchen.“

Manchmal liegen die Arbeitsplätze viele Flugstunden entfernt. „Wir betreuen 2000 der vermögendsten deutschstämmigen Familien im Ausland.“ Diese wollten auch in den Vereinigten Staaten oder China gerne deutsches Personal. So wie der Fußballstar, der nach Madrid gewechselt ist, oder der deutsche Geschäftsmann in Istanbul, der ein Monatsgehalt von mehr als 10 000 Euro bietet. Schwär-

merisch skizziert Leciejewicz die Vorzüge der Arbeitsplätze: „Sie haben immer mit schönen Dingen, edlen Materialien, neuester Technik zu tun, sehen auch mal die einen oder anderen bekannten Gäste und begleiten die Familie vielleicht an den Feriensitz an der Côte d'Azur.“

Für den Umgang mit hochwertigen Dingen müsse man ein Gefühl bekommen. Statt Steingut in der eigenen Mietwohnung stehe in der Villa die 50 000-Euro-Mingvase in der Barockvitrine. Da gelte es, den Spagat zwischen zwei Welten zu meistern: „Vor der Tür habe ich mein Leben. Hinter der Tür habe ich das Leben der Familie und mache alles so, wie diese das möchte.“ Wer dafür zuständig ist, dass 500 Quadratmeter tipptopp aussehen, der dürfe sich nicht verzetteln, müsse im Blick haben, wann die Kinder aus der Schule kommen, die Vorhänge gereinigt, im Gästebad der Wasserhahn kurz aufgedreht werden muss.

„Zeitmanagement muss man beherrschen“, bestätigt Karin Schlitte. Die gelernte Optikerin ist darin als Mutter von vier Kindern trainiert. Nun führt

„Was man sich klar machen sollte: Man ist immer greifbar. Wenn man eine Stunde Pause hat, hört man die Haustürglocke trotzdem.“

Evi Blanke, Hauswirtschafterin

sie den Haushalt eines Vorstandsmitglieds der Großindustrie. 35 bis 40 Stunden in der Woche arbeitet sie. Die Villa im Ruhrgebiet hat 450 Quadratmeter und bald ein Schwimmbad. Die Fünfundfünfzigjährige managt den Bau, dirigiert die Handwerker. „Von mir wird zu Recht erwartet, so viel wie möglich selbständig zu klären“, sagt sie und freut sich, eigene Entscheidungen treffen zu können. „Die Chemie zwischen meiner Chefin und mir stimmte auf Anhieb.“

Das ist in Schlittes Wahrnehmung entscheidend. Genauso wie die wichtigste Eigenschaft in ihrem Berufsstand: „Absolute Ehrlichkeit. Die Leute verlassen sich auf mich, meine Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit.“ Und natürlich Integrität. „Wer möchte schon so eine Quatschtüte beschäftigen?“

Über Geld spricht keiner gerne. „Das Gehalt wird individuell ausgehandelt und ist meist sehr anständig“, erklärt Leciejewicz. „Ich fühle mich gut bezahlt. Ich sage mal so: Man kann der Alleinverdiener einer Familie sein“, sagt seine ehemalige Schülerin Karin Schlitte. „Als unterprivilegierte Befehlsempfängerin sehe ich mich jedenfalls nicht.“

Über die üblichen Vorurteile muss auch Evi Blanke aus München herzlich lachen. Aufgewachsen ist sie mit acht Geschwistern auf einem Hof in Kärnten. Der Vater war Fuhrmann und Nebenerwerbslandwirt. „Ich habe es geliebt, um fünf Uhr früh auf die Weide zu gehen und die Kühe ab-

zuholen. Das war so schön ruhig.“ In der Küche half sie selten, das traute ihr die Mutter nicht so recht zu. Nach dem neunten Schuljahr ging die Tochter zum Berufsvorbereitungsjahr in die Kleinstadt. „Gymnasium, das war damals nur für bessere Leute und für Mädchen sowieso nicht“, sagt sie mit leisem Bedauern. Als dann im Dorf die Besitzer eines großen Tante-Emma-Ladens jemanden für den Haushalt suchte, sagten die Eltern zu. Die Fünfzehnjährige blieb drei Jahre, passte auf die Kinder auf, machte die Wäsche, putzte. Die Arbeitgeberin nahm die fehlenden Kochkünste locker: „Macht nichts, dann essen wir eine Wurstsemmel.“

In Evi Blankes nächste Stellung vermittelte sie ihre Cousine. Die war Haushälterin in Gütersloh und wollte nun heiraten. „Und die Köhnlechner, bei denen sie arbeitete, hätten gerne wieder eine Kärntnerin beschäftigt.“ Mit 18 Jahren wurde Evi Blanke Haushälterin bei Manfred Köhnlechner, dem damaligen Generalbevollmächtigten des Bertelsmann-Konzerns. Zum ersten Mal fuhr sie Zug. „Das Schönste: Ich bekam eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit eigenem Eingang.“ Verpflegung und Wohnung waren frei, sie erhielt 450 Mark auf die Hand.

Rasch lebte sie sich ein, war eine von sechs Angestellten. Sie kümmerte sich um die Kinder, damals 10 und 15 Jahre alt, schaute nach dem Garten, wusch, bügelte, servierte in schwarzem Kleid mit weißer Schürze. „Eigentlich habe ich das alles gern gemacht.“ Auch das Kochen klappte immer besser, ermuntert durch die mit im Haus lebende Schwiegermutter, die eher kokett als unnachgiebig forderte: „Eine, die kein Hühnerfrikassee machen kann, können wir nicht brauchen.“ Als die Familie 1971 nach Bayern zog, kam Evi Blanke wie selbstverständlich mit, froh, näher an ihrer Heimat zu sein. „Gütersloh war doch oft neblig“.

Später heiratete sie, bezog eine eigene Wohnung, aber vor zwölf Jahren starb ihr Mann. Nun führt die Österreicherin den Haushalt für Elke Köhnlechner, die heute die Stiftung ihres Mannes verwaltet. Blanke ist nach inzwischen 40 Jahren bei der Familie „finanziell fair abgesichert“ und sagt zu Frieden: „Ich gehe heute noch gern zur Arbeit.“ Am liebsten ist ihr inzwischen die Gartenarbeit. Arbeitgeberin und Angestellte reden sich mit dem „Englischen Sie“ an. Bei aller Vertrautheit, ein „Elke und Du“ käme ihr nicht über die Lippen.

Dienst ist Dienst und der dauert lang, in früheren Jahren von 7 bis 19 Uhr. „Was man sich klarmachen sollte: Man ist immer greifbar. Nicht im negativen Sinne. Aber wenn man eine Stunde Pause hat, hört man die Haustürglocke trotzdem“, sagt Blanke. Dass die Berufsperspektiven gut sind, bekommt sie wöchentlich beim Einkaufen in Grünwald mit. „Dort höre ich die Klagen der Villenbesitzer, zuverlässige und diskrete Hilfen zu finden.“